Literaturbesprechungen

Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800, Göttingen: V&R unipress 2021 (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft, Band 27), 459 Seiten, 40,00 €.

Die Titelformulierung verspricht etwas mehr als das Buch einlöst. Tatsächlich geht es nicht um eine übergreifende Darstellung zur Tagebuchforschung vom Beginn der Moderne bis zur Gegenwart, sondern um deren Genese am Beispiel von drei ausgewählten Forschungsrichtungen: der Pädagogik, der Kleinkindforschung und der Jugendpsychologie – mithin um drei Bereiche, in denen Tagebücher als maßgebliche Hilfsmittel der Diagnostik, Therapie und Forschung frühzeitig und nachhaltig anerkannt waren. Das Interesse gilt vornehmlich sozial- und geschlechtergeschichtlichen Perspektiven – und zwar nicht nur im Hinblick auf die einschlägigen diaristischen Sammlungen und deren Rezeption, sondern auch in Bezug auf die beteiligten ForscherInnen und ArchivarInnen sowie die als „Citizen Scientists“ apostrophierten Mitwirkenden im Übergang vom privaten Tagebuch zur wissenschaftlichen Quelle. Abschließend unternimmt die Verfasserin den Versuch, die aus historischer Betrachtung gewonnenen Erkenntnisse auf die aktuelle kulturwissenschaftliche Forschungspraxis beispielhaft anzuwenden.

Der geschlechtergeschichtliche Blickwinkel erweist sich zunächst in Bezug auf die um 1800 entstandenen „wissenschaftsgeleiteten Elterntagebücher“ insofern als relevant, als die methodisch geforderte neutrale Dokumentationsweise nur den Vätern zugetraut wurde, die es freilich gelegentlich – und aus heutiger Sicht erfreulicherweise – doch nicht immer schafften, ganz und gar emotionslos zu bleiben. Erst ab den 1890er Jahren setzte sich die Einsicht durch, dass auch die Mütter bzw. die Eltern gemeinsam geeignet wären, die geforderte tägliche Beobachtungs- und Protokollierungsarbeit zu leisten und damit nach heutigen Maßstäben als „Citizen Scientists“ zu fungieren. Ungefähr zu selben Zeit vollzog sich unter dem Eindruck neuerer psychologischer und pädagogischer Schrifttums (William T. Preyer, Ellen Key) ein fundamentaler Richtungswechsel, der nicht mehr die „Vervollkommnung“ des Kindes im Denkhorizont der Aufklärung zum Ziel hatte, sondern die Kindheit mit konkreteren gesellschaftspolitischen Projektionen verband, einschließlich der Herausgabe (pseudo-)wissenschaftlicher Erziehungsratgeber, die hohe Auflagen erzielten. Während im Grunde nur noch die Spracherwerbsforschung dem täglichen Beobachtungs- und Dokumentationsgebot verpflichtet blieb, rückten nun die direkte Befragung sowie die Auswertung von Jugendtagebüchern ins Zentrum der Jugendforschung, um schließlich, unter dem Eindruck der behavioristischen Theorie nach 1945, wiederum an Bedeutung zu verlieren. Seit den 70er Jahren verzeichnete das Tagebuchgenre dann in Literaturwissenschaft, Ethnologie und Geschichtswissenschaft im Rahmen eines allgemein gesteigerten Interesses an Ego-Dokumenten einen neuen Aufschwung mit entsprechenden Sammlungs- und Forschungsaktivitäten.

Die Bedeutung der Tagebuchquelle für die kulturwissenschaftliche Forschung wird durch die vorliegende Darstellung beeindruckend untermauert. Beispielhaft werden sowohl die Mehrdimensionalität des Genres als auch der mit ihm verbundene quellenkritische und analytische Aufwand deutlich. So werden unter anderem die beteiligten Forscherinnen und Forscher lebensbiographisch vorgestellt und in ihrem soziokulturellen und beruflichen Umfeld durchleuchtet. Das gelingt besonders überzeugend anhand der

unterschiedlich inspirierten und von den Zeitumständen geprägten Lebenswege der Kinderpsychologin Charlotte Bühler (1893-1974), des Psychologen Fritz Giese (1890-1935) sowie des Psychoanalytikers Siegfried Bernfeld (1892-1953). Während Bühler bis heute als Koryphäe der Kinder- und Jugendforschung, namentlich als Begründerin der „Wiener kinderpsychologischen Schule“ gilt, erfuhr Giese als einer der frühesten Sammler und Herausgeber von kindlich/jugendlichen Selbstzeugnissen nur wenig Beachtung bzw. geriet in Vergessenheit, und Bernfeld musste sich seine Meriten jenseits der Jugendforschung verdienen, obwohl er bereits lang vor Bühler mit dem Aufbau eines „Archivs für Jugendkultur“ in Wien begonnen hatte. Für Bühlers Karriere erwies es sich als vorteilhaft, mit Ehemann Karl einen akademisch etablierten (Arbeits-)Partner an der Seite zu wissen, mit dessen Hilfe sie nicht nur die geschlechtsspezifischen Vorbehalte gegen ihre Ernennung zur außerordentlichen Professorin überwinden, sondern im Teamwork vorankommen konnte. Dabei agierte sie keineswegs im Windschatten ihres Mannes, sondern verstand es, ihre Forschungen als eigenständige Leistung zu markieren und innerhalb und außerhalb der akademischen Öffentlichkeit zu präsentieren. Eine gewisse Großzügigkeit bei der Auswahl und Kritik der verwendeten Quellen erwies sich dabei nicht als nachteilig; ebenso wenig schadete es ihrem Ansehen, dass das Phänomen der kulturellen Formung und Normierung des Tagebuchschreibens von ihr nicht gesehen wurde – wohl aber von Bernfeld, der ihr zurecht einen antiquierten Quellenbegriff vorhielt und darauf hinwies, dass „auch der eigenwilligste Tagebuchschreiber im Formenkreis seiner Zeit und seines sozialen Ortes“ verhaftet sei.

Dieses im Buch gleich doppelt angeführte Zitat Bernfelds aus dem Jahre 1931 bringt auf den Punkt, worin für Li Gerhalter der Wesenskern des Genres als historischer respektive kulturwissenschaftlicher Quelle besteht, nämlich im Tagebuch als Folge und Resultat sozialen und kulturellen Handelns. Dies ist gewiss keine neue Erkenntnis, aber es ist von Interesse, anhand des vorliegenden Bandes nachzuvollziehen, wie unterschiedlich, von innovativ bis ablehnend, einzelne ForscherInnen und ArchivarInnen mit diesem Referenzrahmen umgingen und in zusammenfassender Betrachtung durchaus nicht von einem kontinuierlich aufsteigenden, sondern eher wechselhaften Erkenntnisweg gesprochen werden muss.

Gerhalters makroskopischer Blick auf mehr als zweihundert Jahre des wissenschaftlichen Umgangs mit „diaristischen Aufzeichnungen“ bringt es nahezu zwangsläufig mit sich, dass sich die Verfasserin für eine „dezidiert offen gefasste Kategorisierung“ ausspricht, die sämtliche schriftlichen Selbstaussagen umfasst, die a) nach Tagen strukturiert sind, b) eine zeitliche Nähe zu den festgehaltenen Ereignissen haben, c) eine gewisse Regelmäßigkeit aufweisen und d) eine subjektive Perspektive erkennen lassen. Natürlich ergeben sich aus dieser erweiterten Begrifflichkeit Überschneidungsprobleme mit ähnlich gelagerten Ego-Dokumenten, deren Analysekategorien andererseits wiederum stärker für die Tagebuchanalyse nutzbar gemacht werden könnten als es hier angedeutet wird. Ich denke hier zum Beispiel an den für die Autobiographieforschung besonders bedeutsamen Narrativitätsaspekt. Nichtsdestoweniger erweisen sich die abschließenden Hinweise zur kulturwissenschaftlichen Nutzung historischer Mädchentagebücher als aufschlussreich und übertragbar auf das Tagebuchgenre als solches, so etwa die Frage nach dem Verhältnis von vermeintlichem Tagebuchgeheimnis und sozialer Interaktion respektive das Postulat der detaillierten Analyse von Provenienz, Archivierung, Nutzung und Rezeption der Tagebuchquellen. Die Autorin beendet ihre

abschließenden Überlegungen mit der treffenden Bemerkung: „Es gibt noch viel zu erforschen in diesem spannenden Feld“.

Arthur Schlegelmilch